

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 8

Artikel: Von Wert und Ehre deutscher Sprache
Autor: Sulzer, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

daß sie diese und jene besonderen Vorkenntnisse und Fertigkeiten auch vermitteln. Sie kann nicht auf alle Berufe zugleich vorbereiten und nicht jedem Meister seine Lehrlinge nach seinen persönlichen Anforderungen modeln. Bis zu einem gewissen Grade aber ließe sich vielleicht dem Verlangen Rechnung tragen, und vielleicht geht eine spätere Zeit diesen Weg. Der Gedanke, der die Berufsschule fordern ließ, deutet ihn an; er liegt auch in der Richtung des Gedankens, der oben über die Förderung der Schüler auf dem Gebiete ihrer Begabung geäußert wurde: die Oberstufe der Volksschule könnte Klassen von besonderen Berufsrichtungen ausscheiden und dann die besondere Berufsrichtung nachdrücklich in die allgemeine Schulung miteinbeziehen. Immer aber wird, solange Schule Schule bleiben soll, die allgemeine, alle Wesensseiten erfassende elementare Durchbildung erstes Ziel bleiben müssen. Dies gilt, wie schon von anderer Seite betont wurde, und so fest es tönen mag, auch von der sog. Berufsschule.

Es wurde eine gewisse Freiheit für das Leben und Streben in der Schule verlangt. Diese Freiheit kann keine Ungebundenheit sein: es steht ja die Menschenbildung und die ganze Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe in Frage. Sehen wir zu, daß dieses Ziel immer recht hoch gesteckt bleibe, und gehen wir freudig mit, wenn es dem Erzieher gelingt, mit seiner Schar ihm entgegenzustreben und vorwärts zu kommen!

Von Wert und Ehre deutscher Sprache.

Von Elisabeth Sulzer.

Hugo von Hofmannsthal hat in der Bremer Presse zu München ein Buch über die deutsche Sprache herausgebracht: Zeugnisse von zwölf an deutscher Sprache Großgewordenen mit einem Vorwort, dem man das wunderbare Lob zollen darf, es sei des Nachfolgenden würdiger Türhüter.

Da ist als Erster der alte Schottel mit seiner „Deutschen Sprachkunst“ von 1641, ein wilder Anbeter seiner Sprache, trotzig ablehnend gegen das Fremde. Denn als „hartes Verhängnis“ betrachtet er die „Fremdgierigkeit des Deutschen“ und möchte diesen als einen Lernenden sehen, mit „Andacht und voller Liebe“ dem Deutschen als einer „göttlichen Muttersprache“ zugetan. Ist sie doch nicht „grobes, barbarisches Wesen, blinde Zufälle und viehisches Geläut, sondern etwas Künstliches und Göttliches, dessen wir uns durch faule Undankbarkeit unwürdig selbst machen“. Das Deutsche ist die der Natur nächste Sprache: es komme einer und rede dem Deutschen z. B. seine unerschöpfliche Fülle an Farbnamen nach! Und da schwelgt denn Schottel mit barocker Trunkenheit im Garten der deutschen Wörter, läßt sie funkeln, strahlen, farbglühend überfließen und sich wieder andächtig anschmiegen an die Dinge als deren gottgeschaffenes Kleid. Denn nur „mit deutscher Zier-

lichkeit“ können wir „die lieblichste Göttin Poesis an uns locken“. „Dazu haben wir unsere so herrliche, prächtige Sprache, reich an Milde, reich an Güte, voll Donner, voll Blizens, voll Lachens, voll Weinens, voll Grausens und Brausens, voll lieblicher Härte, männliches Geläutes, fließender Süßigkeit“.

Bedächtiger bekennt sich Leibniz zur deutschen Sprache, nicht „auf Luftwegen“ zu ihr wandelnd, sondern auf Wegen mühsamen Suchens. Er begnügt sich nicht mit den „anlachenden Lilien und Rosen“ des deutschen Gartens, er will auch „süße Äpfel und gesunde Kräuter“. Erst wenn das Deutsche auch Gelehrtensprache wird, darf man hoffen, „den undeutsch gesinnten Deutschen zu beschämen“. Denn es ist höchste Zeit, sich wieder zum Deutschen zu bekennen, damit es sich nicht verliere wie das Angelsächsische in England, weil „die Annahme einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Ich mit sich geführt“.

So steht auch ein Justus Möser zum Deutschen und gehört nicht zu denen, „die eine Pariser Pastete dem besten Stück Rindfleisch vorziehen“. Doch ist seine Liebe eine ungeduldig fordernde. Sein in der staatlichen Ebbe seiner Zeit ungestilltes politisches Genie konnte nicht an einen höchsten Aufschwung der deutschen Sprache glauben, bevor nicht die großen Leidenschaften hereinbrächen, die die Nation zwingen, „ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken“. Auch sieht er das Deutsche, wie alle europäischen Sprachen mit Ausnahme des Englischen, als Buchsprache „auf der Tenne dorren“ und nicht wie dieses „auf eignem fetten Boden stehen“. Wenn Gottsched „die tapferen Schweizer“, die sich der Reinigung der Sprache widersetzen, besiegt hätte, so hätten wir keine Dichtersprache. Erst wenn die Dichter wieder den Weg zur Volkssprache finden, wird das Deutsche wahrhaft leben.

Hohe Worte hat uns auch Herder beschert über die deutsche Sprache, diesen von Luther erweckten „schlafenden Riesen“. Ihm ist die Sprache Offenbarung, erleuchtetes Rasen. „Wohl den Schriftstellern unter uns, die da schreiben, als ob sie hören, die da dichten, als ob sie sängen“. Und dann die endliche Überwindung des Nur-Polemischen zum Ruhme der eigenen Sprache: jene wunderbaren Sätze: „Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich naturalisierter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache als eine Verlobte meiner Denkart Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern“.

Goethe durfte in dem Buch nicht fehlen. Seine kürzeren Überlegungen und Maximen geben das Bild seines in unerhörten Spannungen umfassenden Geistes. Bedachte, arbeitsame Liebe zur Sprache, die nicht um der „Scheinreinigkeit“ willen einem treffenden, unersehbaren Fremdwort den Eintritt ins Deutsche versagt. Und daneben tiefe

Melancholie der grenzenlosen Gefühle: „Wäre die Sprache nicht unstreitig das Höchste, was wir haben, so würde ich die Musik noch höher als Sprache und als ganz zu oberst setzen“.

Jean Paul, dieser Alchimist der Wörter und Klänge, entfaltet seine unheimlich wissende Sprache, um die Sprache zu ehren. In unerschöpflichem Reichtum liebt er zu wühlen, nichts ist ihm überflüssig, nichts entbehrlich. Aus drei Quellen möchte er die Sprache speisen: aus den Dialekten, den älteren Sprachstufen und aus den Handwerksprachen. Form ist ihm die Frucht der „wahren Begeisterung, welche anschauet“. „Ist und schwebt der Dichter in jener wahren Begeisterung, welche anschauet, so werden seine Blumen von selber zu einem Kranze wachsen, weil das Unmögliche nicht anzuschauen ist“.

Wilhelm von Humboldt sieht die Sprache wesentlich vom Denken aus. Worte sind ihm Stützen, um über sie selber noch hinauszureichen. Jede einengende Beschränkung liegt ihm fern, ist doch „die Erlernung einer fremden Sprache die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht“. Ja, er wagt sogar das Wort: „Das Bewahren der Nationalität ist nur dann wahrhaft achtungswürdig, wenn es zugleich den Grundsatz in sich faßt, die scheidende Grenze immer feiner und daher immer weniger trennend zu machen, sie nie zu beengender Schranke werden zu lassen“ — ein Wort, das dialektisch verstanden ebenso herrlich befruchtend sein kann, wie flächenhaft begriffen falsch und jede wahre Form zerstörend.

Ernst Moritz Arndt setzt das ungeheure Ethos seiner Polemik für das Deutsche ein und beklagt, was Hofmannstal in seinem Vorwort wieder aufnehmen wird, die Spaltung der deutschen Sprache in eine dem Volk nicht mehr zugängliche Hochsprache und in eine dumpfe bloße Volkssprache.

Und dann wird das Buch beschlossen mit Seiten von Jakob Grimm, die ihresgleichen suchen. Mit „beobachtender Seele“ (wo wäre die Grundhaltung des zum Höchsten bestimmten Gelehrten je schlichter und erschöpfender bezeichnet worden als in diesen zwei Worten!) sieht er die Sprachen an, liebt sie, lobt sie, schildert sie und ist fast noch Liebender im Schelten als im Loben. Die Pedanten und Puristen können es diesem Grammatiker von Gottes Gnaden nicht treffen, diesem Dichter der Wahrheit, dem Grammatik sich oft wie zu einem zart durchsichtigen Märchenbild klärt — die Pedanten, welche „die hinter vorgebrungenen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht ahnen“ oder „die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten“. Und wie weiß er vom „stillen Auge des hütenden Sprachgeistes“ zu sprechen, wie von seinem „unermüdblichen Schaffen, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan worden“. Am Ende mögen noch seine prophetischen Worte stehen: „Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet, dann werden sie wie Flocken zerfliegen, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser

Sprache im guten und schlimmen bisher angelassen habe, ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschiede lange noch unerfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern, wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen“.

*

Ein geistvoller und um die Sprache wissender Schweizer wagte einmal das Wort, die höchstmögliche Form der Prosa sei die Liebeserklärung. Das Buch von Wert und Ehre deutscher Sprache ist eine Sammlung von Liebeserklärungen. Die Haltung des großen Deutschen vor seiner Sprache ist die des andächtig Liebenden. Was an der Sprache auch sein Werk ist, das vergißt er bald, um nur noch die Sprache als unergründliche Offenbarung, als Urmutter menschlichen Ausdrucks und damit menschlicher Befreiung, menschlicher Form, menschlicher Ewigkeit zu wissen. Da sind die stürmischen und die scheuen, die erklärten und die heimlichen Liebhaber der Sprache, ja selbst ihre vom Glück immer wieder überwältigten Chemenner. Sie können die Sprache nur auf eine Weise beschenken, ihr nur in einer Sprache danken — eben in Sprache. Aber wie danken sie ihr! Sie danken ihr, indem sie ihr alles verdanken: Klang und Wort und Satz — ja vielleicht noch den Gedanken selbst. Den Gedanken, den sie reifen lassen durften in der ihm tiefverwandten Fülle der Sprache; den Gedanken, der nur deshalb so ganz aus dem Haupt der Sprache entsprang, weil diese drangvoll des Willens harrete, der die ihr eingeborenen Inhalte zum Leben erlösen würde. Und mit dem Gedanken verdanken sie ihr gleich noch mehr: „das Gute, die Tugend und die Seligkeit“, wie Schottel es in seiner großmütigen Einfalt ausspricht.

Mit den tiefsten Lauten dieses Dankes schwingt dann endlich auch ein Anderes mit, mit der Liebe zur deutschen Sprache die Liebe zur deutschen Heimat. Es ist des Deutschen Tragik, daß ihm die hohe Wirklichkeit des Vaterlandes seit Ausgang des Mittelalters nur in ganz kurzen Zeiten der Not beschieden war. Sind sie nicht alle ein wenig heimatlos im größeren Vaterland gewesen, die Deutschen, die den Gedanken Vaterland bis zu Ende dachten? Sie retteten sich aus der äußeren (nicht der äußerlichen) Wirklichkeit in die innere, in deutsches Wesen, in die deutsche Sprache. Es ist viel schmerzliche Übertragung in dem Buch vom Wert und Ehre deutscher Sprache. Es war den Deutschen nicht vergönnt, „die deutsche Herrlichkeit“ zugleich in Sprache und Staat zu erleben, eine Einheit, die z. B. dem 17. Jahrhundert der Franzosen so leuchtende Vollendung gab. Bekenntnis zu deutscher Sprache ist dem Deutschen nur der erste Schritt zu einem erst erträumten deutschen Staat, Vollendung deutschen Sprachwerks ist ihm nur das Pfand einer Vollendung auch des deutschen Volkes und seiner Form, des wahren Staates.

Sprache ist Ausdruck und Mitteilung. Vielleicht darf man ohne Grobheit sagen, daß der Deutsche schöpferisch kaum mehr als Sprache als Ausdruck kennt. Allerdings als Ausdruck des Ganzen, Höchsten schlechthin. Sprache als Mitteilung ist ihm ein Zweitliniges, als solches

allein nicht Erstrebenswertes. Der Franzose hingegen formt in erster Linie Sprache als Mitteilung. Deshalb ist er auch der Meister des Gesprächs in dessen weitester und schönster Bedeutung. Die Beschränkung des Deutschen auf Sprache als Ausdruck hat die Folge, daß, wie Hofmannsthal sagt, „unsere höchsten Dichter allein die Sprache sprachgemäß gebrauchen“, denn nur sie sind imstande, ein Absolutes (und das ist der reine Ausdruck) zu gestalten. Das Relative der Sprache, die geformte Umgangssprache fehlt uns — ein Abgrund klappt zwischen Volkssprache und Hochsprache. „In den Dialekten deutet der Naturlaut schattenhaft auf hohe Sprachgeburt, in den hohen Denkmälern blickt das Naturhafte durch — in beiden zusammen ist die Nation, aber wie unsicher und zerrissen ist dieser Zustand, wie bedarf es des Schlüssels der Vertrautheit, um einem solchen Volk ins Innere zu bringen!“

Es ist die Zeit da für ein Buch wie dieses. Wir haben es alle nötig, uns auf die unauswechselbaren, schicksalsmäßigen Grundlagen unseres Wesens zu besinnen. Und ich gestehe, noch ganz selten ein Buch getroffen zu haben, das mit so weiser Andacht, so reinem Kampf sich zu den Dingen des Lebens bekannt hätte. Es ist ein Buch, das zu jedem Menschen gehört, dem Wert und Ehre deutscher Sprache sich auch nur ahnungsvoll je enthüllen wollte. Er wird es nicht mehr missen können, denn er wird es immer wieder lesen müssen — mit beobachtender Seele.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Gleichlaufende Entwicklungen. — Vor zehn Jahren. — Nach den Wahlen.

Der Wanderer, der unbekanntes Land durchschreitet, verweilt gerne von Zeit zu Zeit auf einer Anhöhe, um rückwärts den Blick über den schon zurückgelegten, und vorwärts über den noch zurückzulegenden Weg schweifen zu lassen. In solcher Umschau erkennt er die großen Linien der durchwanderten Flußtäler und überschrittenen Bergketten, und diesen allgemeinen Linien folgend, vermag er die mutmaßliche Richtung und die gangbaren Möglichkeiten seiner weiteren Wanderung abzuschätzen. Nicht anders der Politiker, der von Zeit zu Zeit den Kampfplatz der Tagespolitik verlassen und von erhöhtem Standpunkt Umschau halten muß, um zu erkennen, wo er eigentlich steht und welches der zurückgelegte Weg ist und welches der künftige sein kann. Und nicht nur dieses zeitlichen Abstandes bedarf er, sondern auch eines räumlichen. Erst der Vergleich der Schicksale und Entwicklungen anderer Völker und Staaten gewährt ihm Einblick in die Bedingtheit von Schicksal und Entwicklung des eigenen Landes durch ein größeres, allgemeines Geschehen, von dem wir nur Teil und Glied sind.

Raum ein Land weist so viel Ähnlichkeiten mit der Entwicklung der Schweiz in den letzten Jahrhunderten auf wie Holland. Beide, dieses an der Mündung, jene an den Quellen des Rheines gelegen, sind einst vom Westrand des mittelalterlichen Kaiserreiches deutscher Nation abgebröckelt und haben staatliche Selbständigkeit erlangt. Die Gleichartigkeit ihres Schicksals in den Jahren des Weltkrieges ist überraschend und aufschlußreich. Man vertiefe sich einmal in das vor einigen Jahren im Verlag Perthes in Gotha in deutscher Übersetzung erschienene Buch des Leiters des Instituts für holländische geschichtswissenschaftliche